

btb

Buch

Auf der Flucht vor der Bundeswehr ist der Erzähler, Sohn eines süddeutschen Waldbesitzers und Kriegshelden, vor vielen Jahren mit seiner Freundin Hilde nach Berlin gezogen. Aber die große Liebe war das nie mit Hilde, er ist nicht glücklich. Einmal wirft er ein Messer nach ihr, was gar nicht zu seinem Temperament passt und ihm einen eigenen Psychiater einbringt.

Eines Tages bricht er mit dem Auto auf, Richtung Bleckede an der Elbe, wo er vor den Rotariern des Bezirkes einen Verbraucher-Vortrag halten soll. Er begafft ein kopulierendes Paar, steigt im Hotel Eckermann ab, besucht einen Swingerclub und sinniert über seine Geschichte, seine ersten Male, sein Scheitern und was ihm eigentlich geblieben ist: »Früher hatte ich Angst vor dem Tod. Nun hatte ich Angst davor, den Vatertag allein verbringen zu müssen.« Das erste Mal, auf einer Klassenfahrt hat er mit der Falschen geschlafen, das daraus entstandene Kind wurde vielleicht zur Adoption freigegeben. Und seine Frau Hilde, nun ja, die sollte er eigentlich längst verlassen haben. Stadlers Held steht schließlich am Meer, einsam und unglücklich – aber ein scharfer Beobachter von Zeit und Zuständen, mit seiner Erkenntnis, daß »Sehnsucht Hoffnung minus Erfahrung« sei.

Autor

Arnold Stadler, geboren 1954, lebt in Sallahn, Wendland. Er studierte in München, Rom und Freiburg im Breisgau. Arnold Stadler wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Alemannischen Literaturpreis und mit dem Georg-Büchner-Preis.

Arnold Stadler bei btb

Ein hinreißender Schrotthändler. Roman (72678)

Arnold Stadler

Sehnsucht

Versuch über das
erste Mal

btb

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der btb-Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House.

1. Auflage
Genehmigte und vom Autor überarbeitete
Taschenbuchausgabe September 2004
Copyright © 2002 by DuMont
Literatur und Kunst Verlag, Köln
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Photonica/Patrick McDonogh
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
SR · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-73153-4
www.btb-verlag.de

»Aber einen gibt es immer, dessen Verlangen,
gemeint zu sein, am größten ist.«

Marie-Luise Scherer:

Unsere Asche soll über Berlin verstreut werden

Eines Tages, vielleicht auch Nachts, werde ich mich hinsetzen und schreiben, mein Buch schreiben, und ich werde mit der Hand vorangehen und zu mir finden.

»persons attempting to find a plot in it will be shot«
(»Wer in dieser Geschichte einen Plot zu finden versucht, wird erschossen«)

Mark Twain:

Motto zu Huckleberry Finn

I.

Sehnsucht ist Hoffnung
minus Erfahrung.

Auf Helgas Frisierstuhl

Die Zukunft war damals meine Sehnsucht, so wie heute die Vergangenheit mein Heimweh ist.

War es die erigierte Zuversicht, die glatte Hoffnung, die mich am Leben hielt? Und von da immer wieder zum Friseur trieb? Damals war der Friseur außer der Schule die einzige Möglichkeit, in die Stadt zu kommen. Wir Jungen sollten eigentlich zu einem Friseur, der an fünf Nachmittagen in der Woche in einem der Remisenschuppen einen kleinen Laden eröffnet hatte, wo er in einer weißen Kittelschürze wie ein Chefarzt oder eine Putzfrau uns alle lustlos zurechtschnitt, so daß wir im Prinzip alle gleich aussahen, ob wir wollten oder nicht: so wie der häßlichste von uns. Denn jene Kahlrasur galt schon fast als Strafe damals, zumal die Läuse- und Ungezieferzeit vorbei war. Wir sollten uns an den Friseur mit seinen Meckis und seinen Trockenhaarschnitten halten.

Es gab aber auch noch Helga. Sie war kaum fünf Jahre älter als ich, auch sie kam aus der Nähe von Josefslust wie ich, kannte meine Jägermeister, wußte auch von mir und überhaupt, sie schien mir um ein Leben voraus zu sein.

Mich narrte wieder einmal die Sehnsucht – und von Helga hieß es, daß sie »lieb«. Das war wohl nichts als ein erektionsfreundliches Gerücht unter noch gar nicht ausgewachsenen Männern in spe. Wir wußten ja noch nicht einmal, wie viele Löcher es waren, aber es trieb uns alle zu Helga. Immer wie-

der fielen Haare zu Boden, die ganze Horde saß manchmal um jenen Frisierstuhl herum, so daß wir den Dauerwellendamen den Platz wegnahmen, und schauten zu, wie den anderen die Haare zu Boden fielen, während Helga mit ihrer Kittelschürze und den freien Oberarmen, die sie sehr frei erscheinen ließen, hinter ihren Kunden stand und von hinten her mit ihrem Rasierapparat am Genick ansetzte. Helga, eine der letzten ihres Namens, steht in der Mitte jenes Sommers, auf der Höhe der Hundstage. – Es war ja nur ein Sommer, vielleicht nur ein einziger, ich aber möchte »immer« sagen.

Es war in einem sogenannten Damensalon, wo Helga angestellt war. Der Umstand, daß sie auch junge Männer, und solche, die gerade dabei waren, Männer zu werden, zum Haarschneiden annahm, verstieß gegen die guten Sitten und war wohl der einzige Grund, warum Helga diesen Ruf hatte. Alle zwei Wochen gingen wir hin, alle auf einmal, und besetzten alle Stühle unmittelbar hinter dem Frisiertisch mit dem Spiegel, so daß wir immer zusammen zu sehen waren, alle auf einem Bild, und der Höhepunkt des Bildes war, wie Helga mit ihrem Bauch und ihren Brüsten gegen unsere Köpfe ging – oder unsere Köpfe, wie sie gegen den Bauch von Helga gingen und so fort. Es war auch vielleicht eine Sehnsucht dabei, die wir teilten, unsere gemeinsame Sehnsucht, wieder dorthin zurückzukehren, woher wir gekommen waren. Oder nicht. Vielleicht war Sehnsucht das ganz andere: dorthin, wo keiner von uns gewesen war, an keinen der Orte mehr, die wir mit eigenen Augen gesehen hatten. Aber auch eine Spur Menschenfresserei war in diesem Schauen und Hinschauen: Ich aß mit den Augen. Ich war ein zum Gourmet verwandelter Menschenfresser.

Dieser Frisiertisch mit dem Spiegel gewiß noch aus Vorkriegszeiten (aus den seligen Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg, noch vor Adam und Eva) – unsere Gesichter waren in diesem sehr schönen wohl böhmischen Spiegel mit altem

Schliff eher Visagen, doch man konnte noch alles erkennen. Er war zwar auf dem Weg zu erblinden – und wir würden in ihm bald Schatten sein, wie die Frau aus »EROS AM ABGRUND«, jenem Film aus der McCarthy-Zeit, der bei uns noch zwanzig Jahre später als Spätvorstellung lief; ein Film, ein Betrug an unseren jungen Augen, auf dem zu sehen war, daß so gut wie nichts zu sehen war. Der Tag würde kommen, und auch wir würden nichts sein als Schatten und Erinnerungen wie unsere teuren Toten. Erinnernte sich dieser Spiegel an das von mir nie gesehene Bein meines Vaters, als er so alt war wie ich? Dieser Spiegel mit der Neigung zur Altersblindheit – Jedoch. – Ich sehe mich noch Fingernägel kauen darin, im Verlangen, daß ich nun bald alles sehen und haben würde. – Da saß einer im Spiegel und sah dieser Frau mit den blonden Strähnen im Joy-Fleming-Look zu, wie immer wieder ganze Köpfe zwischen diesen Brüsten verschwanden. Es war schon fast Menschenfresserei, wie ich an mir selbst herumkaute – weil ich vorerst nur mit den Augen hinkam. – Ich fing bei mir an. Mein Psychiater, der wunderbare Geigenmüller erklärte mir viel später, als alles vorbei war, das heißt, als ich geheilt war, entlassen war und nichts mehr machte, als ich mich aus diesem Leben schon praktisch verabschiedet hatte, das heißt, an keiner einzigen meiner sexuellen Obsessionen mehr litt, das heißt, von meinem Leben so gut wie geheilt war, und ich, einst ein JOINT VENTURE aus Glück und Unglück, keinerlei Sehnsucht mehr hatte – dies sei alles Projektion gewesen und eine Ersatzhandlung. So seine Widerspiegelungstheorie, dieser Frisiertisch und dieser Spiegel, seine Wiedergabe und meine Erinnerung: so daß ich mir im Verlauf von zwei Konsultationen schon einbildete, ich würde Helga an der Form ihres Bauchnabels erkennen. Denn es ging ganz nahe hin. Wir hatten aus ihr ganz unerklärlichen Gründen »Mit Haarewaschen« verlangt, ein Privileg, das an sich nur Frauen und Dauerwelleninhabern zustand. Und dazu war es ganz unsinnig, weil wir alle zwei Wochen geschoren wurden. Sie hat es

vielleicht nie herausbekommen, warum wir alle die Haare gewaschen haben wollten, seitdem einer von uns herausbekommen hatte, wie weit es dabei ging. Ich habe es nie herausbekommen, genausowenig wie Helga je herausbekommen hat, warum wir im Rudel hiersaßen und die Haare gewaschen haben wollten.

Ich habe es auch so gemacht wie die anderen: habe »mit Haarewaschen« gesagt, errötete leicht, ließ es zu, daß Helga ihren alten Polyestermantel an mir festzurrite und mich beinahe erdrosselte. Habe es gemacht wie die anderen, oder es war wie bei den anderen, die nun schon in ihren heimatlosen Erektionen dalagen, ohne Rettung, nur geschützt durch diesen Mantel über unserer jugendlichen Verirrung. Helga mußte also ganz nahe hingehen, um mit ihrem Expertinnenvorsprung das Haarewaschen richtig hinzubekommen. Es war ein Spagat: zwischen zu heiß und zu kalt, zu viel und zu wenig, zu nahe und zu fern. Das Liegen des Kopfes zwischen ihren Brüsten, diese unerhörte Nähe zu ihrem Bauch wurde mit der beruflichen Notwendigkeit gerechtfertigt, von ihr, und von uns wohl auch. Wir waren beinahe noch kindliche, ganz unschuldige Sophisten, Heuchler und Simulanten, auch wir, wie alle Täter und Untäter, brauchten ja auch eine Entschuldigung für nachher, wenn alles vorbei war, und auch für vorher, für den Augenblick, als wir Helgas Frisiersalon betreten und so taten, als wären wir wegen der Fix-und-Foxi-Heftchen gekommen, die in ganzen Jahrgängen und schon ganz verlesen, aber nicht von uns, herumlagen. Es gab auch noch den GONG, die FRAU IM SPIEGEL, den STERN und so fort, dies für die Damen, die oft stundenlang unter der Dauerwellen-Haube auf dem Frisierstuhl daneben saßen und so taten, als ob sie sich weiterbilden wollten und Kreuzworträtsel lösten. Tatsächlich haben sie (es war jeweils nur eine Dame, der Frisiersalon bestand nur aus Helga, zwei Frisierstühlen und der in die Jahre gekommenen Möblierung) geschaut, wie wir schauten. Und haben irgendwann unser Schauen, das ein

Treiben war, mißbilligt und Helga vor die Alternative gestellt: entweder sie (diese ungezogenen Bengel) oder wir. Es war eine sogenannte ältere Dame, die aus einer gewissen Lebenserfahrung heraus und auch aus Neid, daß sie von Helga und uns gar nichts hatte, Helga vor diese unselige Alternative stellte. Diese Dame störte uns doch gar nicht. Aber sie hatte unsere Dauererektion unter dem Frisiermantel von unseren Gesichtern abgelesen. Sie sah, wie wir (die Mehrzahl von ich) schauten. Also wurden wir irgendwann hinausgeschickt und unser Treiben war zu Ende.

Helga mußte ganz nahe hingehen, und ich kam meinem Ziel immer näher, aber eben nur fast: Ich habe es auch damals bei Helga nur fast geschafft. Der Stuhl war noch aus anderen Zeiten, daher mußte Helga ganz nahe hingehen, schon beim Waschen, ich wiederhole, sehe und vergegenwärtige nur noch, das sonst nur ein Vorspiel, hier aber der Höhepunkt war. Dieser Stuhl war vielleicht ein Konstruktionsfehler, ein glücklicher Konstruktionsfehler, dem wir unsere Sommerfreude verdankten. Helga war unsere schöne Ausnahme, die uns zuliebe die Haare wusch in Zeiten, als für unsereinen nur der sogenannte Trockenschnitt, der sogenannte Mecki üblich war. Allerdings mußte das Waschen extra honoriert werden, es kostete mehr, so wie später die verschiedenen Dienste im Hamburger LAUFHAUS extra honoriert werden mußten. Bitte keinen Mecki, Helga! bettelten wir. Denn wir wollten ja schon in zwei Wochen wiederkommen. Und dann kam sie mit ihren Händen und ihrem Wasser. Dieses Haarewaschen war völlig unsinnig, wie manches Glück. Doch es war das Höchste. Und das schönste daran war, so diktiert es mir die Erinnerung: Sie hat von allem nicht einmal etwas gemerkt. Denn wir lagen unter einem weiten barmherzigen Polyestermantel, der auch noch aus Vorkriegszeiten war. So kam sie und hat mich mit einem WELLA-Produkt eingerieben. Da lag ich mit ihrer Aufbaupackung und meiner heimatlosen Erektion.

Heute raten die Haarkünstler zu Varizenoperationen und drängen auf das Rasieren der Schamhaare. Helga in ihrem molligen Sommerkleid war dafür noch nicht zuständig. Immerhin für die Hühneraugen und Haare in Nase und Ohren der Dauerwellen, die einfach so vorbeikamen. Helga führte noch ein Leben ohne Anmeldung, ohne Terminkalender, und hat auch gelebt, wie die höchsten Geschäftsleute ohne Handy. War sie einmal ohne Kundschaft, und es war schön, hatte sie einen Stuhl neben der Ladentür stehen und unterhielt sich mit der Nachbarin. Die Sommer waren fast so wie in Italien. Doch das ist eine andere Geschichte.

Es tat fast weh, von Helgas Frisierstuhl sich zu erheben. Auch war es zu sehen, wenigstens für das geschulte Auge, daß etwas mit der Hose nicht stimmte.

Das allerschönste daran war, daß es unbeschreiblich war.

*Schon früh hörte ich, ich solle
nicht so schauen.*

Warum schaust du so? – Schau nicht so! – Oder auch: Jetzt schaut er aber! – Ist es nicht süß, wie er schaut? – hörte ich. Damals, und wer weiß, wann noch, wünschte ich mir oftmals, allein zu sein. Ich wollte, daß die Menschen von mir gingen oder gegangen wären. Aber immer unter der Voraussetzung, daß sie wiederkämen. Wie ich mich täuschte! Wenn etwas weh getan hatte, sagten wir nur »es hat gebissen« – das war in Josefslust alles. Mehr war nicht möglich.

– So sitze ich bei meiner vergeßlichen, unvergeßlichen Großmutter auf dem Schoß und habe den riesigen Geflammten Kardinal in der Hand, jenen Apfel, der beinahe so groß wie rot war, und mit dem wir dann in die Zeitung kamen. Der Apfel stammte aus dem ersten Herbst, von dem ich weiß – gerade wegen dieses Apfels und dieser Photographie, als ob der Herbst photographierbar wäre, und ein Photo alles wäre, was vom Herbst bleibt. Es bedurfte der Kunst der Überredung, daß ich mich so photographieren ließ.

Meine Händchen! – Zum Vergleich hat man uns vor die Kommode gesetzt, auf der der große Globus stand. Der Geflammte Kardinal scheint fast größer als mein Kopf und nur unwesentlich kleiner als dieser Globus. Dabei hatte ich meinen Mund schon zu einem NON! – zu einem Nein! geformt, und so schaute ich.

Aber nicht aus Trotz; es war eher schon der erste Versuch eines melancholischen Widders, davonzulaufen, bevor er lau-

fen konnte. Es war aber auch schon ein Staunen dabei, wie groß die Welt war. Andererseits fand ich diesen Globus so groß wiederum nicht.

Man hatte mich, um mich einzustimmen wie ein Tier, das eingefangen werden soll, gelockt mit dem Apfel und dem Globus, und dem Kind vorzumachen versucht, wie groß die Welt war. Und dann staunte ich eben, wie gewünscht. Doch mein erstes Wort, noch vor Mama und Auto, war – Nein. – Meine Lieben erschrecken darüber. Es war ja nur das Nein von einem Kind, das nicht auch noch fotografiert werden will.

Damals kam man noch mit einem Apfel in die Zeitung. Es genügte auch schon die Biometzgerei Vochazer mit ihrem preisgekrönten Schaufenster IDEEN AUS STROH oder auch der Pilz von Madame Vonnier vom Pudelsalon, die mit ihrem giftigen Riesenbovist und einem ihrer Pudel in ihren das Jahr über eher unterbelichteten Verhältnissen sitzt. Ganz im Gegensatz zur Gesellschaft, in der meine Urgroßväter lebten. Jedes Jahr kam Großvater mit seinen Trophäen von der Hubertusjagd auf Seite eins. Immer wieder wurde er gezeigt. Ich habe ihn praktisch das ganze Jahr über im Lokalteil gesehen und konnte so immer wieder vergleichen. Da merkte ich bald, daß hier, und überhaupt mit der Photographie, etwas nicht stimmte. Genauso mit seinem Sarg, der wieder auf Seite eins kam, als er von seinen Jagdbläsern ein großes Halali bekam. Ich sehe noch die ganze Strecke von der letzten Hubertusjagd, mit allen Wildschweinen, Hasen und so fort. Lebende und Tote auf einem Bild, Überlebende und auf der Strecke gebliebene, Täter und Opfer auf einem einzigen Schwarzweißbild. Dazu die Jagdbläser, die selbst noch den Exequien einen Glanz gaben. Seit den Grünsphantoten (1843 waren auf einer Hochzeit drei der Gäste tot umgefallen; eine Vergiftung: ungeklärt blieb, ob es ein Anschlag war) hatte es nie wieder so viele Tote gegeben in unserem Haus.

So wurde immer wieder alles gezeigt. Eine reine Männergesellschaft, was die Überlebenden des Hubertusjagdphotos be-

trifft. Schon die Zehnjährigen waren dabei, wie auf dem Balkan wurden sie eingeübt und durften die Flinte des Großvaters tragen. Die Freude am Töten war groß bei uns. Dem Tod galten fast alle unsere Feste. Kaum aus dem Krieg zurück, gingen wir schon wieder auf die Jagd.

Globus-Kopf-Apfel – Ich zum Vergleich: Das waren eigentlich drei Zielscheiben. Es war die Idee von Monsieur Kopitzki, der uns für die Zeitung fotografiert und dazu auch noch einen Text verfaßt hat. Ich war also mindestens so groß wie – nein: größer als Amerika, und meine Augen hatten die Größe etwa von Kuba und Hispaniola. Der Apfel, der Globus, der Kopf: Wir waren fast alle gleich rund und gleich groß. Man tat so, als ob ich diesen Apfel schon halten oder gar tragen könnte: Auch dieses Photo war nichts als eine Fälschung. Meine Händchen! – dieser Geflammte Kardinal hat mich sehr hinabgezogen. Es bedurfte wirklich des Zuredens der mir gewogensten Menschen, daß ich diesen schweren Apfel ertrug. Und ich sehe mich noch, und wieder, wie ich schaute, als der Photograph und die Großmutter sagten: Schau! – ich wollte nicht auf dieses Bild.

Meine Großmutter stammte aus dem Sundgau (Frankreich, früher Österreich), von einer Großmühle mit einigem Grund und Boden und Dingen, die mitgenommen werden konnten, wie diesem Globus. »Heimat ist das, wovon man ausgeht« – sagte T. S. Eliot. Doch da war nichts mehr. Sie wußte zuletzt nicht mehr, wovon sie ausgegangen war. Und ich wußte es auch nicht mehr. Der Globus war ein Hochzeitsgeschenk jenes Bruders, den sie liebte, der aus Abenteuerlust nach Amerika gegangen war. Es sollte nur für ein paar Jahre sein, es sollte eigentlich nur ein In-der-Welt-Herumreisen sein, vielleicht nur der Rückkehr zuliebe, aber dann war es für immer. Der Globus war als Geschenk zur Hochzeit gekommen, damit sie ungefähr wußte, wo er war, und daß er nicht ganz aus der Welt war. Schon ihr Vater hatte sich einen Globus aus Wien kommen lassen, der alten Hauptstadt, wo er

das Recht studiert hatte. Wir hatten es mit Globen in unserem Haus, im Glauben, daß dieses Haus ein Ort war, an den wir von überall her zurückkehren konnten. Wie wir uns täuschten!

Wir hatten es also mit der Erdkugel, und so gab es in diesem Haus, im Unterschied zu den anderen, wo es überhaupt keine gab, gleich zwei Erdkugeln. In diesem Haus lebten Menschen, die hinauswollten, die Sehnsucht hatten wie ich, der auf den Führerschein zulebte, um dann für immer davonzufahren.

Aber schon die eine Erdkugel hätte als Beweis einer alten, von Bett zu Bett fortlebenden Sehnsucht in diesem Haus genügt. (Nach Orten und Menschen, ganz bestimmten Stellen, wo sie gewesen waren, und wo sie nicht mehr hinkamen, oben und unten und überall.) Diese Erdkugeln waren so rund, wie die Erde nicht sein konnte. Und so versuchten sie, wie eine alte Weisheit vor Ort lautete, über die Runden zu kommen, die oft eckig waren, abgekürzt für den Hausgebrauch zu einem C'EST LA VIE.

Meine Großmutter wurde etwa in den Jahren geboren, als die schöne Müllerin gestorben sein muß. Keine siebzig, war sie schon tot.

Das Leben hielt sich nicht an die Dezimalzahlen. »Ich gratuliere dir zum Geburtstag, daß du lange lebst, gesund bleibst, und in den Himmel kommst!« – so lautete die Gratulationsformel; der kleine, fromme Wunsch, innig vorgetragen von den Kleinen, die noch daran glaubten und Zukunft hatten, und von den Älteren, die fast nur noch zurückblicken konnten, gerne gehört, wie eine Verheißung aus Kindermund.

Oftmals wollte ich allein sein, aber unter der Voraussetzung, daß es nicht für immer wäre. Wie ich mich täuschte!

Wie ich nach Berlin kam.

Ein Leben lang habe ich von einem Leben in Rom geträumt, in der Nähe der Palmen, von schwarzen Haaren und Brüsten. Nun lebte ich in Berlin und mußte täglich an der Einsteintafel vorbei. Ich lebte nun schon seit fast zwanzig Jahren in einem nicht ausgebombten Haus, das neben dem ausgebombten Haus stand, steht, in dem Einstein, wie ich glaubte, auf die Relativitätstheorie gestoßen war. Das war natürlich historisch falsch, änderte jedoch an meinem Glauben nichts. Die Stelle, an der das Einsteinhaus stand, war nun von einem Komplex aus Einzimmerwohnungen der Neuen Heimat überbaut. Ich mußte vorbei, mußte, weil Einstein Dinge geschafft oder auch nur entdeckt hatte, die mir niemals gelingen würden. Darunter auch solche, die er sich gar nicht vorgenommen hatte, wie zum Beispiel den Tod.

In Berlin lebte ich seit dem Brief des Kreiswehrrersatzamtes, der mich zum letzten Mal, definitiv, zu den Gebirgsjägern nach Sonthofen beordert hatte. Soll ich sagen: Ich lebte? Die Sonthofer Kaserne war von der SS als Ordensburg gebaut worden. Einer meiner Onkel war in diesem Gebäude – soll ich sagen: erzogen worden? – In denselben Räumen lebte jetzt die Bundeswehr, nur vierzig Jahre später. Es war niederschmetternd, als ich, nun schon in meinem neunundzwanzigsten Jahr, das erste Mal an der Mauer stehend, von Angesicht zu Angesicht realisierte, daß ich, statt bei und von den Ge-

birgsjägern, nun hier und von diesen Mauern auf unabsehbare Zeit eingesperrt sein würde. Daß ich in einem Freiluftgehege leben müßte, kaum größer und kaum anders als die Tiere im berühmten Berliner Zoo, die ich dann oftmals besuchte; und nicht, um sie zu beobachten.

Noch bis zur »Vollendung« meines achtundzwanzigsten Lebensjahres (wie ich dem nobel formulierten Schreiben entnahm) hatte mich das Kreiswehrrersatzamt verfolgt, ein letztes Mal noch mit der Einbestellung nach Sonthofen, nachdem ich vor Gericht endgültig gescheitert war. Wieder einmal hatte ich mich über die Welt getäuscht, denn unmittelbar nach Ende der Verhandlung, kurz bevor mir das Ergebnis zunächst mündlich und im Stehen nach Anrufung des Deutschen Volkes mitgeteilt wurde, hatte ich mich im Triumph gewähnt, hatte ich gar noch geglaubt, für meinen Auftritt vor Gericht (und der Schulklasse aus Lindau als Vertretern des Volkes) bewundert worden zu sein. Schon aufgrund meines, wie ich dachte, glänzend formulierten Antrages, glaubte ich, vor Gericht als Sieger hervorzugehen. Ich konnte mir gar nichts anderes vorstellen, als daß ich als Kriegs- und Wehrdienstverweigerer anerkannt würde – bei meiner Vorgeschichte. Der Anwalt selbst hatte von »hieb- und stichfest« gesprochen. Doch vielleicht hat mich dieser Anwalt, ein Leutnant der Reserve, wie ich später erfuhr, auch nur auflaufen lassen (um in seiner Sprache zu bleiben) und steckte mit den Alten Herren (die um einige neue Herren ergänzt waren) unter einer sogenannten Decke.

Nun hatte ich also den deutschen Paß, die deutsche Sprache, die deutsche Geschichte und die Wälder und Menschen — es war eigentlich gar nicht so wenig, was mich mit diesem Land verband.

Als Kind schreckte mich das Wort »deutsch«. Es wollte nicht einer von denen sein, die auf dem Witzkanal liefen: der dicke